

Diakonisch statt missionarisch

Wider die kirchlichen Vereinnahmungsversuche des Religionsunterrichts

An den Religionsunterricht werden immer wieder überzogene und problematische kirchliche Erwartungen formuliert: Man erhofft sich von ihm katechetische Leistungen wie die Kompensation von Wissens- und Glaubensdefiziten oder eine deutlichere Hinführung zur kirchlichen Gemeinde. Stattdessen hat er die schlichte und gleichzeitig anspruchsvolle Aufgabe, zu einem verantwortbaren Denken und Verhalten in Sachen Religion anzuleiten. Im Einzelfall kann er durchaus eine missionarische Wirkung haben.

Vor einigen Jahren wagte es der damalige evangelische Landesbischof in Bayern, das Postulat nach einem deutlicher missionarischen Religionsunterricht aufzustellen. Die Religionslehrerinnen und -lehrer meldeten heftigen Widerspruch an. Denn in der evangelischen Kirche hatte man sich in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts vom missionarischen

Konzept einer „Evangelischen Unterweisung“ verabschiedet. Manchmal beruhigt es, wenn auch unsere evangelischen Geschwister ähnliche Probleme haben wie wir.

Auch an den katholischen Religionsunterricht werden immer wieder überzogene und problematische kirchliche Erwartun-

gen formuliert, die zurückgewiesen werden müssen: Man erhofft sich von ihm katechetische Leistungen wie die Kompensation von Wissens- und Glaubensdefiziten oder eine deutlichere Hinführung zur kirchlichen Gemeinde. Der Beschluss der Würzburger Synode „Der Religionsunterricht in

der Schule“ aus dem Jahre 1974 kann hier aber als nach wie vor gültiges Dokument einer Wende bezeichnet werden: Seitdem hat der Religionsunterricht keine katechetische Funktion mehr, er dient nicht der Rekrutierung von Mitgliedern und formt keine christkatholischen Menschen. Ihm kommt die schlichte und gleichzeitig anspruchsvolle Aufgabe zu, zu einem verantwortbaren Denken und Verhalten „in Sachen Religion“ anzuleiten. Noch heute liest sich dieses Dokument in manchen Passagen als recht revolutionär: Man geht davon aus, dass neben (wenigen) gläubigen auch fragende, suchende, unentschiedene und

sogar distanzierte Kinder und Jugendliche diesen konfessionellen Unterricht besuchen. Und wenn beispielsweise ein ungläubiger Schüler nach dem Besuch dieses Fachs seinen Standpunkt nicht revidiert, sondern als bestätigt ansieht, dann hat der Religionslehrer trotzdem seine Aufgabe erfüllt.

Relativierung gesellschaftlicher Absolutheitsansprüche

Dieses diakonische Konzept, das innerkirchlich Maßstab für einen angemessenen Umgang mit einer pluralen und zunehmend säkularer werdenden Gesellschaft sein könnte, steckt einen verbindlichen Rahmen ab: Davon ausgehend kann ausgelotet werden, mit welcher Intention dieser Religionsunterricht durchgeführt wird und welchen Nutzen Kirche und Staat von diesem gemeinsam verantworteten Fach haben.

In der Schule lernen Kinder und Jugendliche verschiedene Modi der Weltbegegnung kennen. Dazu gehört nach *Jürgen Baumert* unverzichtbar auch die Bildungsdomäne, in der die Probleme einer konstitutiven Rationalität bearbeitet werden müssen und die über die Fächer Religion und Philosophie abgedeckt wird. Wer sich als gebildet bezeichnen will, der muss also auch die Sichtweise einer rationalen Weltbegegnung durch Religion kennen; er muss sie nicht anerkennen, nicht

lieben, nicht ein Leben lang beherzigen, er sollte aber wissen, wie Religionen die Welt zu begreifen versuchen, und eine Diskursfähigkeit „in Sachen Religion“ haben. Der säkulare und weltanschaulich neutrale Staat profitiert gerade durch die Transfunktionalität einer religiösen Weltsicht, die zu einer Relativierung gesellschaftlicher Absolutheitsansprüche beiträgt und so in die Schulen kritisches Potenzial einbringt.

Wie wichtig hier die Theologie als Leitdisziplin für dieses unterrichtliche Fach ist und wieso sie nicht durch eine Religionswissenschaft ersetzt werden kann, wurde mir kürzlich beim Besuch des neuen Ägyptischen Museums in München deutlich: Dort wird beim Versuch, einen religionswissenschaftlichen Vergleich zwischen ägyptischer und christlicher Religion anzustellen, in einer digitalen Info-Box die Hölle als „nach christlichen Vorstellungen ein tief in der Erde liegender Ort mit einem Flammenmeer, in dem die Verurteilten von Teufeln gequält werden“ beschrieben – auch die weiteren Beschreibungen bleiben auf solchen Bildebenen verhaftet und bieten ein Zerrbild christlicher Jenseitsvorstellung. Wer theologisch gebildet ist, würde so nicht formulieren, da er im Umgang mit Symbolen und Bildern versiert ist.

Fraglich ist, ob Baumerts These von den Modi der Weltbegegnung über den Kreis der Religionspädagogen hinaus auch innerhalb der allgemeinen Pädagogik Anerkennung findet. Dort wird man vermutlich eher für ein Argument aufgeschlossen sein, das *Dietrich Benner* formuliert hat: Die Konstituierung des Religionsunterrichts an öffentlichen Schulen hat eine religionszivilisierende Funktion, denn das Fach bringt in die Religionen das hinein, was diese von sich aus nicht leisten können – Benner nennt Toleranz, Selbstbegrenzung und Verständigung: Wird der Gegenstand Religion in der Schule thematisiert, so erfolgt dies nach allen Regeln eines aufgeklärten Diskurses.

Eine Aufbereitung religiöser Fragestellungen unter schulischen Modalitäten kann als das beste Gegenmittel gegen destruktive Formen von Religion und Fundamentalismus wirken. Insofern hat die öffentliche Schule auch ein Interesse an einem im wahrsten Sinn des Wortes „vernünftigen“ Religionsunterricht, der zum reflexiven Verstehen von Religion beiträgt und die Religionen so selber kultiviert und aufklärt. Dies erscheint vor allem in einer zunehmend multikulturellen und -religiösen Gesellschaft als unverzichtbar.

Der Zusammenhang von gelehrter und gelebter Religion

In diesem Sinne trägt ein schulischer Religionsunterricht auch zur Zivilisierung der Religionen und zur religiösen Dialogfähigkeit bei. Man braucht hier nicht gleich an Formen des Fundamentalismus im Islam zu denken, es reicht schon der Blick auf konservative Strömungen innerhalb der katholi-

schen Kirche: Auch die Kirchen haben einen Nutzen davon, wenn die eigene Bildungs- und Ausbildungsarbeit und Selbstreflexion nicht nur im eigenen Binnenmilieu erfolgt. Deshalb brauchen wir neben einem Religionsunterricht an Schulen auch theologische Einrichtungen an staatlichen Universitäten, wo es ein entsprechendes wissenschaftliches Qualitätsmanagement gibt, das auch manchen innerkirchlichen Bildungseinrichtungen gut täte.

Wer für einen konfessionellen Religionsunterricht plädiert, überschreitet die religionswissenschaftliche Schwelle und bezieht das Feld einer konfessionellen Religion als Bildungsperspektive mit ein (vgl. dieses Heft, 23 ff.). Begründet wird das gelegentlich damit, dass es Religion nicht an sich, sondern nur in konfessionell konkretisierter Form gibt und diese in vielfältiger Weise auch in unserer Gegenwartskultur aufscheint. Diese These muss sicher erweitert werden mit der deutlicher vom Individuum her gedachten Sicht, dass Religion in einer pluralen Gesellschaft in vielen Schattierungen, frei flottierend, synkretistisch transformiert und individuell angeeignet anzutreffen ist.

Trotzdem wird man aus einer konfessionellen Perspektive darauf insistieren, dass die jüdisch-christliche Tradition einen reichen Schatz an Texten, Geschichten, Biografien, Liedern, Gebeten, Ritualen, Überzeugungen und anderem einzubringen hat, den es zu verstehen gilt, und zwar nicht nur von einer religiösen Innensicht her, sondern auch gesamtgesellschaftlich begründbar: (Konfessionelle) Religion ist eine intensiv mit der Kultur verflochtene gesellschaftliche Größe. Wer unsere Kultur verstehen will, muss deren jüdisch-christliche Wurzeln kennen.

Die Bischöfe formulieren es inzwischen ganz offen: Der Religionsunterricht ist heute für viele Schülerinnen und Schüler der erste Ort, an dem sie einen Bezug zur Religion und zum konfessionellen Christentum erhalten. Wenn dann in „Der Religionsunterricht vor neuen Herausforderungen“ (2005) die Religionslehrerinnen und -lehrer an der Schnittstelle von Kirche und Schule als wichtigste Brückenbauer bezeichnet werden, so kennzeichnet dieses Bild zunächst einmal die hohe Verantwortung und hoffentlich auch Wertschätzung derjenigen, die dieses Fach lehren. Gefordert ist von den Lehrenden nicht nur eine Beobachterperspektive, sondern auch eine Teilnehmerperspektive, um als Person den Zusammenhang von gelehrter und gelebter Religion zu verdeutlichen.

Gleichzeitig birgt das Bild aber auch gefährliche Deutungsperspektiven: Unbestritten dürfte dabei die Blickrichtung von der Kirche auf die Schule hin sein: Die Religionslehrenden müssen heute mehr denn je Übersetzungsarbeit leisten, um (konfessionelle) Religion Kindern und Jugendlichen, die in der Mehrzahl nur noch rudimentär religiös sozialisiert sind, verstehbar zu machen. Man darf sich hier aber keine Kompensation all

dessen erwarten, was Gemeinden und Familien heute nicht mehr leisten. Auch im Modell des so genannten performativen Religionsunterrichts wird die Praxis einer konfessionellen Religion eingespielt, damit Kinder und Jugendliche Elemente einer konkreten Religion kennen und verstehen lernen, und nicht um eine völlige Handlungssicherheit beispielsweise bei religiösen Ritualen zu erhalten.

Freilich beschränkt sich die Beschäftigung mit Religion nicht nur auf kognitive und diskursive Akte, sie erstreckt sich auch auf affektive und pragmatische Ebenen – Emotionen und Handlungsvollzüge spielen mit herein. Über den Religionsunterricht hinaus haben Spielarten des Religiösen an Schulen von den Angeboten der Schulpastoral aus bis hin zu meditativen und liturgischen Formen auch eine gemeinschaftsstiftende, Kontingenz bewältigende und identitätsfördernde Aufgabe, die von den Teilnehmenden als heilsam erfahren werden sollte.

Das Bild der Brücke könnte aber auch zur umgekehrten Blickrichtung verleiten, und hier ist Vorsicht angebracht: Sollen die Kinder und Jugendlichen dann auch den Weg von der Schule hin zur Kirche beschreiten? Soll vom Religionsunterricht aus der Anteil jugendlicher Sonntagsgottesdienstbesucher gesteigert werden? Sollen die Jugendverbände Zuwachs erhalten?

Die öffentliche Schule hat Interesse an einem im wahrsten Sinn des Wortes „vernünftigen“ Religionsunterricht

Wer das Postulat einer strikt diakonischen Aufgabe des Religionsunterrichts internalisiert hat, wird diese Zielspektren verneinen: Der Religionsunterricht hat eben nicht die primäre Aufgabe, Kinder und Jugendliche für die Kirchen zu rekrutieren. Um im Bild der Brücke zu bleiben: Vom diakonischen Prinzip her ist das Engagement der Kirchen an der Schule zunächst eine Einbahnstraße, man gibt; ohne eine Gegenleistung zu fordern.

Gleichzeitig ist bei den Wegen des Miteinanders zwischen Kirche und Schule mehr Gelassenheit angebracht, die auch Religionspädagogen manchmal abgeht. Wenn Schülerinnen und Schüler durch die Begegnung mit einer als lebensstützend und befreiend erfahrenen Religion Geschmack an Religion entwickeln, ihren Kontakt zur Kirche erstmals finden oder einen neuen Zugang erhalten, dann erscheint dies als durchaus zulässig. Dies gilt aber nur unter einer Voraussetzung: Als wichtiges Prinzip muss die freie Entscheidung des Individuums beachtet werden – genau dies war bei den kirchlichen Konzepten eines schulischen Religionsunterrichts „vor Würzburg“ nicht gegeben. Viele Autobiografien verdeutlichen, wie sehr ein vereinnahmender und übergriffiger Religionsunterricht der fünfziger und sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts tatsächlich zu einer Gottesvergiftung und zu einem Religionsverlust durch religiöse Erziehung führte.

Das Bild der Brücke zwischen Schule und Kirche über den Religionsunterricht kann von einem schulpädagogischen Blickwinkel aus aber auch noch ganz anders gedeutet werden.

Schule öffnet sich seit den neunziger Jahren zunehmend verschiedenen gesellschaftlichen Einrichtungen, um ein Lernen im „Hier und Jetzt“ zu ermöglichen. Wer selber Kinder hat, kann bestätigen, in welch unterschiedliche gesellschaftliche Einrichtungen hinein von der Schule aus Exkursionen stattfinden, um an diesen originären Orten zu lernen – in Redaktionsstuben, Rathäusern, Skigebieten, Industrieunternehmen, Banken, Bibliotheken, Museen oder Theatern.

Begegnung mit der sozialen Praxis eines Faches ist kein Privileg des Religionsunterrichts

Tatsächlich ist die Begegnung mit der sozialen Praxis eines Faches kein Privileg des Religionsunterrichts, im Gegenteil. Was den anderen zusteht, darf auch im Religionsunterricht genutzt werden: Wo es didaktisch als nötig erscheint, können und müssen auch kirchliche Einrichtungen und Räume als außerschulische Lernorte aufgesucht werden: Etabliert sind Modelle einer Kirchenraumpädagogik (die sich dann auch auf die heiligen Räume anderer Religionen erweitern lässt), die Erkundung der Pfarrgemeinde und anderer kirchlicher Handlungsorte, Exkursionen zu Sozialeinrichtungen, Jugendverbänden und anderen kirchlichen und kirchennahen Institutionen wie beispielsweise auch Weltläden oder Klöster – oder zumindest Gespräche mit Verantwortlichen solcher Einrichtungen. Im Rahmen der Sozial- und Compassion-Projekte zählen kirchliche Sozialeinrichtungen zu den wichtigsten Projektpartnern.

Auch im Rahmen von Projektseminaren in der Oberstufe werden häufig Kontakte mit professionellen kirchlichen Institutionen gesucht – der hohe Organisationsgrad kirchlicher Einrichtungen wird hier als äußerst hilfreich empfunden. Bei all diesen Beispielen verbieten sich ebenfalls instrumentelle Hintergedanken: Ein Sozialpraktikum dient nicht dem Anwerben von Sozialarbeitern, es soll vielmehr reflektierte Em-

pathie schulen. Eine Exkursion zu einer Klostersgemeinschaft mündet nicht in der Verteilung von Aufnahmeanträgen, sondern zielt auf die Plausibilisierung einer exotisch wirkenden Lebensform.

Nur wenige Kinder und Jugendliche kennen Menschen, die für sie als Christen identifizierbar sind, nimmt man die medialen Größen und leider manchmal auch Reizfiguren aus. Insofern ermöglichen Kontaktzonen mit Menschen, die sich als Christen bekennen, originäre Einblicke in gelebtes Christentum. Da wird heutigen Jugendlichen vieles fremd bleiben. Die Chance für die Kirche besteht darin, tatsächlich Zeugnis zu geben vom Grund der Hoffnung, die Christen erfüllt (1 Petr 3,15b) – also zu verdeutlichen, dass es durchaus rationale und nachvollziehbare Gründe für ein Leben nach dem Evangelium Jesu Christi gibt.

Letztlich hat der Religionsunterricht an Schulen ein Doppelziel: Er hat die Aufgabe, objektive Religion in verschiedenen Kompetenzdimensionen einzuspielen (das heißt nach *Rudolf Engler* die Modi einer konfigurierten Religion verstehbar zu machen) und zu einer eigenen Entscheidung in Sachen Religion zu befähigen (das heißt die Ausbildung einer individualisierten Religion zu fördern). Beides ist miteinander verschränkt, aber nicht identisch.

Der Funktionalisierung von schulischer Religion muss entschieden widersprochen werden

Realistischerweise werden nicht die Exkursionen in kirchliche Handlungsorte den Schwerpunkt bilden, sondern die Schule wird der primäre Ort sein, an dem die Schülerinnen und Schüler der Religion, konfessionellem Glauben und kirchlichen Institutionen begegnen. Sie werden dort auch die konfessionelle Religion auf eine Weise erleben, die nur ansatzweise kompatibel ist mit einer Gemeindereligion. In der Religionspädagogik wird darüber gestritten, ob es eine solche spezifische Schulreligion geben darf. Denn die gegenläufige These lautet: Die in der Schule erlebte Religion soll zur Religion in der Gemeinde hinführen.

Einer solchen Funktionalisierung von schulischer Religion muss entschieden widersprochen werden, denn diese hat ihren bildungstheoretischen Eigenwert auch ohne eine solche Verzweckung. Man kann dies am prägnantesten am Beispiel von liturgischen und spirituellen Formen an der Schule verdeutlichen. Die drastischen Ergebnisse der Sinus-Jugendstudien zeigen, dass über alle Milieus mit mehr und meist weniger Nähe zur Kirche hin sich alle in einem Punkt einig sind: Die Gottesdienste unserer milieuverengten Gemeinden werden von allen, selbst von den wenigen kirchennahen Jugendlichen, als steif, düster und langweilig empfunden.

Nun wäre es ein recht paradoxes Argument, zu fordern, dass schulische Religion und liturgische Feiern in der Schule ebenso gestaltet sein müssten, um Übergänge zu ermögli-

Verwendete und weiterführende Literatur

- Jürgen Baumert: Deutschland im internationalen Bildungsvergleich, in: Nelson Killius u. a. (Hg.), *Die Zukunft der Bildung*, Frankfurt 2002, 100–150
- Dietrich Benner: Bildungsstandards und Qualitätssicherung im Religionsunterricht, in: *Religionspädagogische Beiträge* 53/2004, 5–19
- Rudolf Engler: *Religionspädagogische Grundfragen. Anstöße zur Urteilsbildung*, Stuttgart 2007
- Hans Mendl: *Religionsunterricht 2020 – Ein schulisches Fach im Spannungsfeld zwischen Pluralität und Konfessionalität*, in: Hartmut Rupp und Stefan Hermann, *Religionsunterricht 2020. Diagnosen – Prognosen – Empfehlungen*, Stuttgart 2013, 134–150
- Hans Mendl: *Religion erleben. Ein Arbeitsbuch für den Religionsunterricht. 20 Praxisfelder*, 2. Auflage, München 2013

chen. Nein, die verschiedenen gottesdienstlichen Formen an Schulen sind in der Regel weit deutlicher zielgruppenorientiert, alltagsnäher in Sprache und Ausdruck, jugendkulturell konnotiert, niederschwelliger angelegt (meist in der Form von Wort-Gottes-Feiern), von einer höheren Beteiligung vieler (*participatio actuosa*) geprägt und mehrheitlich von Laien verantwortet.

Der Religionsunterricht erweist sich als Flaggschiff eines gesellschaftsoffenen Christentums

Es ist gut, dass sie so und nicht anders gestaltet sind. Hier erleben Kinder und Jugendliche den Modus eines religiösen Umgangs mit der Welt: Was im Schulalltag bewegt, kann im gemeinsamen Beten und Feiern vor Gott getragen werden. Wenn das als positive Erinnerung an den Religionsunterricht und die erlebte Form von Religion an der Schule bleibt, ist vieles erreicht.

Man könnte den argumentativen Spieß aber auch umdrehen: Der Religionsunterricht an Schulen erweist sich als Flaggschiff eines gesellschaftsoffenen Christentums. Unsere Gemeinden könnten viel von dieser Art und Weise lernen, wie an öffentlichen, pluralen und säkularen Schulen Religion und christliche Vollzüge eingebracht werden: Der Weg führt hinaus ins Weite einer gesellschaftlichen Pluralität, verantwortet wird das Handlungsfeld überwiegend durch Laien, die diesen Handlungsort professionell ausgestalten und sich um die zielgruppenorientierte Verheutigung des Glaubens bemühen.

So muss man also der Versuchung einer kirchlichen Verein-

nahmung von Kindern und Jugendlichen widerstehen, wenn man das wohlaustarierte Konzept eines diakonischen Religionsunterrichts in offener Gesellschaft nicht gefährden will. Gleichzeitig gelten für den Religionsunterricht selbstverständlich dieselben Maßstäbe wie für andere Fächer: Für das eigene Fach und dessen Lebensbedeutsamkeit begeistern will hoffentlich jede Lehrerin und jeder Lehrer.

Dabei gilt es, respektvoll die eigene Entscheidung der Schülerinnen und Schüler nicht nur zu akzeptieren, sondern diese auch dazu zu befähigen, eine eigene Position dem Lerngegenstand gegenüber einzunehmen. Wenn eine Schülerin dann aber motiviert durch ihre Sportlehrerin einem Sportverein beitrifft, ein Schüler durch das Theaterprojekt des Deutschlehrers begeistert ist und sich einem Jugendtheater anschließt oder eine Informatiklehrerin einige Schüler zur Teilnahme an einem Ferienworkshop zur Vorbereitung auf ein Informatikstudium bewegen kann, so ist das völlig legitim.

Wenn also durch die Art und Weise einer unterrichtlichen Präsentation oder die Begegnung mit Menschen und Orten, die mit Religion in Verbindung stehen, Kinder und Jugendliche Geschmack an Religion finden und auch außerunterrichtlich aktiv werden, sich an gemeindlichen Aktivitäten beteiligen, nach Taizé fahren oder sich einer Jugendgruppe anschließen, so ist dies nicht verwerflich. Das war übrigens auch die Lösungsformel bei der Diskussion mit dem evangelischen Landesbischof, der einen missionarischen Religionsunterricht einforderte: Der Religionsunterricht hat von vorneherein keine missionarische Absicht, er kann aber im Einzelfall durchaus eine missionarische Wirkung haben!

Hans Mendl